

(Nachdruck verboten.)

89]

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Ein schwacher Laut vom Bette her läßt sie auffahren und dahin blicken. Die Mutter saß aufrecht im Bette.

Ihre Augen glänzten fieberhaft, ein Ausdruck von Ekstase war in ihrem Gesicht.

Sie hatte ihr Kind gerufen und streckte ihr beide Hände entgegen.

Im Nu war Luise bei ihr. Sie umschlang die Mutter, um sie sanft in die Kissen zurück zu legen. Diese wehrte sie ab.

„Laß mich — laß mich Dich ansehen — Du bist so schön — so schön!“ wiederholte sie in tiefem Erstaunen, als sähe sie diese blühenden Reize erst heute in ihrer Vollendung. Ihre Augen glitten über den weißen Nacken, den schöngeformten Busen, die vollen Hüften — ein Weib, ein fertiges Weib!

„Ist heute Dein Hochzeitstag?“ fragte sie leise, vertraulich.

Luise zuckte zusammen. Die Mutter träumte wohl noch. Sie nahm ihre Hände und küßte sie wiederholt. Mit zärtlichen Worten suchte sie sie in die Wirklichkeit zurückzuführen. Sie war für das Fest bei Brandt gekleidet — hatte ihr Mutterl denn alles verschlafen? Begriff sie nicht, welche Bedeutung es für sie habe, was der Vater davon erwarte? Er wird wohl gleich da sein, um sie zu holen.

Die Augen der Kranken verdunkelten sich, während sie sprach. Die Erinnerung schien ihr zurückzukehren, und fester umklammerte sie die Hand ihres Kindes.

„Er kommt, um Dich zu holen — Du gehst nicht — Du darfst nicht — Du bleibst bei mir!“

Luise starrte sie an, in jähem Schwere. *Er war, als öffnete sich der Boden vor ihren Füßen.*

„Ich soll nicht — Du willst es nicht —“ *Tränen liefen in ihre Augen, sie faltete flehend die Hände.*

„Mutter, ich weiß, es ist schlecht von mir, wenn ich fortgehe — Du bist krank — Du fieberst — ich will auch hinfert immer bei Dir bleiben, ich will nicht von Deinem Bett weichen, bis Du wieder gesund bist. Nur heute, nur dieses eine Mal laß mich fort — o bitte, halte mich nicht — laß mich gehen — nur dieses einzige Mal!“

Ihr Ton war von einer herzbezwingenden Innigkeit. Die Mutter schüttelte den Kopf und in einem eigentümlich klagenden Ton wiederholte sie: „Du bist so schön — viel zu schön!“

Luise lächelte unter den aufquellenden Thränen. „Schön will ich ja sein — wenn Dich sonst nichts beunruhigt!“

„Was könnte mich mehr beunruhigen — Schönheit und Unerfahrenheit — einem Wüstling gegenüber — was kann mehr Elend schaffen!“

Wieder griff sie nach ihren Händen, während ein Ausdruck von Seelenpein deutlicher in dem hageren Gesicht hervortrat.

„Luise, ich hab' solche Angst um Dich — Du gehst zu ihm — ich weiß es, Du gehst zu ihm — aber ich lasse Dich nicht — Du bleibst bei mir!“

Schwer atmend stand das Mädchen, die Röte kam und ging von ihren Wangen, sie zitterte wie Espenlaub.

„Mutter, verlang' es nicht — ich kann es nicht!“ Entsetzt sah sie die Mutter an. „Kannst nicht! Ist es so weit — hat er ein Recht auf Dich?“

Luise sah ihr offen ins Auge und leise aber fest sagte sie: „Ja, Mutter, wir sind einig geworden — er hat mich lieb und ich ihn.“

Der Körper der Mutter beugte sich vorwärts, wie ein Rohr im Winde, ihr Atem war mühsam, die Finger trafen zusammen in einer händeringenden Geberde.

„Was hast Du, Mutter?“ rief Luise erschreckt. „Grämst Du Dich über mein Glück — oder willst Du es mir nur vergällen — was willst Du eigentlich? — O, ich bin jung, laß mich doch glücklich sein.“

Die Mutter antwortete nicht. Thräne um Thräne floss ihr über die eingesunkenen Wangen herab, ein stummer, aber eindringlicher Protest.

Luise geriet in die äußerste Bestürzung.

Mein Gott, was sollte sie thun, wie konnte sie die Mutter beruhigen, wie dieses Mißtrauen zerstreuen, diese Antipathie besiegen?

„Du kennst ihn ja gar nicht, Mutter; wenn Du ihn nur einmal gesehen hättest, ein einziges Mal mit ihm gesprochen, Du würdest einsehen, daß Du ihm unrecht thust. Er ist der beste, der edelste Mensch, zart und feinfühlig, respektvoll und zurückhaltend. Seit langem ist er mir gut, er wollte sich's selbst nicht gestehen. Ich war ihm ein Kind, aber als wir uns wieder gesehen, da war's über ihn gekommen, wie über mich — die ungefüllte, unstillbare Sehnsucht war laut geworden in uns Beiden!“

Die Mutter schüttelte den Kopf, wehrte ab mit den zitternden Händen.

„Red' nicht so — ich kann's nicht hören.“ Ihre Stimme klang rau und heiser. „Das sind seine Worte — die Deklamationen eines Komödianten sind's — Falschheit und Lüge!“

Luise zuckte zusammen, als hätte sie einen Streich empfangen.

„Du hassst ihn!“

„Weil ich Dich liebe!“

„Dann würdest Du mir nicht so wehe thun!“

„Die Gefahr erkennen — so deutlich zu sehen — und sein Kind nicht davor bewahren zu können —“

„Diese Gefahr existiert nur in Deiner Einbildung — Du quälst Dich damit und mich — Ich habe anderes von Dir erwartet. Du hast mich doch immer lieb gehabt — und ich hab' mit ganzer Seele an Dir gehangen. Ich glaubte, Du würdest mich verstehen — mir vertrauen — ich rechnete auf Deine Güte, auf Deine Teilnahme — ich habe mich getäuscht — das erstemal in meinem Leben, wo ich selbstständig fühle und denke — mißhandelst Du mich — beleidigst Du mich —“

„Luise! Du weißt nicht, was Du sprichst — Du bist außer Dir!“

„Weil Du es nicht begreifen willst, was in mir vorgeht — weil Du es nicht fassen kannst, daß ich nach ihm verlange, daß ich es nicht erwarten kann, ihn wieder zu sehen, weil ich nicht leben kann ohne ihn! Und wenn Du glaubst, daß dieses fränkende Mißtrauen mich abschrecken würde — daß Deine Worte mich wankend machen könnten in meiner Liebe zu ihm, dann weißt Du nichts von Liebe, dann hast Du niemals geliebt!“

Die Mutter richtete sich empor, ihre Thränen waren versiegt. Die tief in den Höhlen liegenden Augen starrten sie an und mit einer Strenge im Tone, die sie niemals vorher befehlen, rief sie ihr zu: „Das ist nicht Liebe — die rohe Begierde treibt Dich zu ihm — er hat sie Dir eingefloßt — er hat Dich schon verdorben, der schlechte abscheuliche Mann!“

„Mutter!“ rief das Mädchen. Sie war aufgesprungen, glühend vor Scham. Schon hatte sie ihre Hände von der Mutter losgemacht, in diesem Augenblick auch ihr Herz.

Elise empfand es mit furchtbarer Klarheit. Mit einem Seufzer ließ sie sich zurücksinken. Schwer lag sie in den Kissen. Ihre Züge verfielen, die Brust hob sich mühsam.

Luise, von plötzlicher Reue erfaßt, wollte sich über sie stürzen: „Mutter, verzeih' mir — beruhige Dich — ich bleibe,“ wollte sie ihr zurufen, aber dieser kindlichen Regung setzte sich eine ungleich stärkere Macht sofort entgegen.

Sie ging auf und nieder im heftigsten Seelenkampf.

Man vernahm nichts als das Rauschen ihres neuen Seidenroches, dessen duftiger Oberstoff, in tausend Falten plüßiert, ihren bebenden Körper umwogte.

Plötzlich sprang sie gegen das Fenster. Ein Wagen hielt vor dem Hause.

Gleich darauf hörte sie den Vater in der Küche mit Gusti sprechen, in einem ungewöhnlich erregten Tone.

Witte war konsterniert. Er kam, die Kinder zu holen und Gusti stand noch im Hauskleide da und erklärte auf seine Frage, was das bedeute, sie wolle bei der Mutter zu Hause bleiben.

Er fragte, ob es ihr schlechter gehe. Gusti verneinte. Also das waren nur Fazen, eine Laune von ihr — und zwar im letzten Augenblick.

Witte, schon von der Erregung des sich produzierenden Künstlers erfaßt, kam ganz aus dem Häuschen — redete sich

immer mehr in eine gelinde Mut. Sie wisse doch, was der Abend für ihn bedeute — wie viel ihm an Brandts gelegen sei — und Ferdinand, der sich in Aufmerksamkeit erschöpft — die Toiletten für diesen Abend beige-steuert, was mühte er denken. Er habe keine Ursache, seinen Freund zu brüskieren, er brauche ihn. Und Luise solle auch nicht allein gehen — „Ihr bleibt zusammen — verstehst Du —“

Es war ein Befehl von einer Entschiedenheit, welche Witte seinen Töchtern gegenüber sonst selten in Anwendung brachte. Luise mußte der Schwester helfen, damit sie rascher fertig wurde.

Schon war die Kessel da — jetzt kamen sie alle an das Bett der Mutter, um Abschied zu nehmen.

Sie schlief. „Wecht sie nicht,“ sagte der Vater, „die schläft, bis wir zurückkommen.“ Luise schlichen sie sich hinweg. Elise rührte sich nicht.

Das steigende Fieber zeichnete rote Flecken auf ihre Wangen.

24. Kapitel.

Die Dreiecker Kapelle spielte mit hinreißender Verbe den ersten Walzer, als Witte mit seinen Töchtern in den glänzend erleuchteten, von einer vornehmen Gesellschaft gefüllten Saal trat.

Diesmal wartete Reich nicht in zur Schau getragener Gleichgültigkeit, bis die Wogen der Geselligkeit ihn mit Luise zusammenführten; kaum hatte er sie in neuer strahlender Schönheit erblickt, schritt er direkt auf sie zu.

Er tauschte einen flüchtigen Händedruck mit Witte und faßte dann die Hand seiner Tochter.

Sie am Arm führend, schritten sie die Tischreihen entlang, die, nach Art der Varietés, im Saale aufgestellt waren, in hinlänglich geschickter Verteilung, daß die Kommunikation nicht erschwert war.

„Ich hatte Dich mit Ungeduld erwartet,“ sagte er leise, ihren Arm an sich drückend, „und ich fürchtete schon —“

Ihr holdes Gesicht, über das ein Schatten gelegen, wendete sich aufhellend ihm zu. „Du hast nichts zu befürchten,“ sagte ihr inniger Blick.

Was ihre Seele bedrückte, war von ihr genommen. Sie wußte, deutlicher als je vorher, daß sie kommen mußte. Wie schwer hätte sie sich an seinem Gefühl versündigt, wie hätte er zweifeln müssen an dem ihrigen, wäre sie fern geblieben.

Ferdinand, den seine Pflichten als Wirt in Atem hielten, ging ihnen entgegen.

„Die sehen famos aus,“ dachte er beim Anblick der Schönen, die er angezogen hatte. Er fühlte sich gleichsam als Schöpfer dieser bisher verborgenen Reize und gedachte seine Urheberrechte daran sich nicht schmälern zu lassen. Aber ehe er sie erreichte, blieb er vor einer neuen Erscheinung wie gebannt, in sprachlosem Staunen.

„Nein, diese Lini, es ist unglaublich!“

Er sah sie am Arm seines Vaters in einer weißen Masken-toilette, einfach aber von äußerster Eleganz, in einer neuen Frisur, die ihrem pikanten Gesichte einen eigenartigen Charme verlieh.

In ihrer Seite, mit ihr im Gespräche, schritt Excellenz Wehrmann, auf dessen Erscheinen er kaum zu rechnen gewagt. Er war durch seine hohe Stellung eine der einflussreichsten Persönlichkeiten. In allen Ämtern Niederösterreichs von ebenso ausschlaggebender Bedeutung, wie in der Sport- und Theaterwelt.

Von Haus aus arm, war er doch überall dabei, ein Liebling der Wiener Gesellschaft. Seine glücklichen Einfälle bei festlichen Veranstaltungen machten ihn einfach unentbehrlich, und seitdem er den ebenso glücklichen Einfall hatte, eine Fürstin daran partizipieren zu lassen, bot diese Vereinigung sämtlichen Zeitungsreportern unererschöpfliches Material. Man konnte über Excellenz Wehrmann lange Feuilletons schreiben, man konnte ihn glorifizieren, ohne seiner politischen Thätigkeit Erwähnung zu thun.

Und mit dieser Persönlichkeit plauderte Lini ganz ungeniert, sie lachte sogar und der Graf, der ihren Fächer in der Hand hielt, schien von dieser Munterkeit angenehm unterhalten zu sein.

„Es ist unglaublich!“ wiederholte Ferdinand, er konnte sich gar nicht erholen.

Ein ungeheurer Respekt vor dem Wagemut dieses Mädchels überkam ihn und zugleich eine gewisse Aengstlichkeit, sie könnte zu weit gehen, sich und sein Haus vor diesem vornehmen Gast blamieren.

Er bemerkte, wie Reich den Grafen begrüßte, wie dieser stehen blieb und sich Witte und seine Töchter vorstellen ließ, worauf sie gemeinsam an einem Tische Platz nahmen.

Ferdinand atmete auf.

Gott sei Dank, er war der Verlegenheit überhoben, den hohen Herrn richtig zu plazieren, dieser hatte sich seine Gesellschaft selbst gewählt.

Er ging auf den Grafen zu, um ihn als Wirt zu begrüßen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein teurer Hund.

Von Léon Souvestre.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Als Herr Flambette, ein großer Nimrod vor dem Herrn, dieses irdische Jammertal mit den Jagdgründen eines besseren Jenseits vertauschte, hinterließ er eine Witwe und einen Hund.

Von der Witwe ist nur zu berichten, daß sie zwar noch recht passabel ausah trotz ihrer vierzig und etlichen Jahren, daß aber ihr Charakter diesem Äußerer herzlich wenig entsprach. Mit einem Wort: eine Kantippe.

Der Hund dagegen war ein prächtiges, auf vielen Ausstellungen prämiertes Tier. Als Jagdhund hatte er nicht seinesgleichen, und alle Nimrods des Bezirks beneideten Flambette, welcher im wohlberechtigten Stolz das Tier nicht für alles Gold der Erde verkauft hätte. Als Flambette das Zeitliche gesegnet hatte, war auch seine Witwe nicht durch die vorteilhaftesten Anerbieten zu bewegen, sich von dem Tier zu trennen.

„Nataboul verkaufen? Den Hund meines armen Seligen? Niemals!“

Der „arme Selige“ war ihr im höchsten Grade gleichgültig, der Hund desgleichen. Der wahre Grund war ein anderer. Die Witwe Flambette behielt den Hund nur, weil sie wußte, daß sie damit alle jene ärgerte, welche ihn gern besessen hätten. Es soll solche Frauen geben.

Seitdem Herr Flambette tot war, langweilte sich Nataboul schredlich. Er liebte die Jagd ebenso leidenschaftlich wie sein verstorbenen Herr, und die Entbehrung seines Lieblingsvergnügens machte ihn melancholisch. In seinen Hundeträumen sah er Schwärme von Rebhühnern aufstiegen, hörte er das Knallen der Flinten, . . . Die Federn flogen. . . Das Rebhuhn fiel. . . Er, Nataboul, apportierte. . . Ach! es war bloß ein Traum! . . .

Patoche vergötterte ebenfalls die Jagd, nur mit dem Unterschied, daß Patoche kein Hund, sondern ein alter Knabe von etlichen fünfzig Jahren war, der sich durch einen Handel mit Seringen, Seife und Petroleum im Lauf der Zeit ein niedliches Vermögen erworben hatte.

Als eingeseifelter Junggeselle erzählte er mit Stolz von den zahllosen Heiratsattaken, deren Gegenstand er gewesen und aus denen er stets unbeflegt hervorgegangen war.

Vor einigen Monaten hatte er sich in dieser Gemeinde niedergelassen, die man ihm als den Mittelpunkt eines besonders wildreichen Landstrichs gerühmt hatte, in der Absicht, hier seine Tage in einem süßen dolce far niente zu verbringen und ungestört seinen beiden großen Leidenschaften zu leben, denen er bis dato mit Rücksicht auf sein Geschäft leider nur in sehr bescheidenem Umfang hatte fröhnen können: der Jagd und dem Fischfang. Vor allem aber der Jagd!

Am Tage der Eröffnung marschierte Patoche schon bei Morgengrauen hinaus, in meterhohen Jagdstiefeln, auf der Schulter eine Kante allermodernster Konstruktion, an der Seite eine Jagdtasche, geräumig wie ein Schiffsbauch, begleitet von einem großen, hochbeinigen Hund, den er in Paris erstanden hatte.

„Eine Perle von einem Jagdhund!“ hatte ihm der Händler versichert.

Am Abend kehrte Patoche heim, ohne etwas erlegt zu haben, die folgenden Tage dito. Die „Perle von einem Jagdhund“ scheuchte in ihrem Uebersitzer das Wild beständig schon einen Kilometer vor dem Jäger auf.

Patoche kaufte einen anderen Hund: die umgekehrte Geschichte. Im Gegensatz zu Nr. 1 war Nr. 2 durch nichts aus seiner göttlichen Ruhe zu bringen. Gleichmütig trotzte er hinter seinem Herrn her, ohne sich um die ihm obliegenden Funktionen zu kümmern. Einige Male mußte Patoche sogar stehen bleiben, um ihn zu erwarten: der Hund hatte sich ins Gras gelegt und that die Absicht kund, ein kleines Schläschen zu machen, bevor er sich weiter den Freuden der Jagd hingab.

Ein dritter, ein vierter, ein fünfter Hund wurden angeschafft — Patoche kam nach wie vor mit leerer Jagdtasche zurück. Ein anderer an seiner Stelle hätte den Rut verloren. Patoche dagegen faßte einen männlichen Entschluß.

Na dann nicht! entschied er. Dann werde ich eben ohne Hund auf die Jagd gehen!

Gesagt, gethan. Patoche lief am nächsten Morgen Hund Nr. 5 zu Hause und machte sich allein auf den Weg.

II.

Als Patocbe am Hause der Wittve Flambette vorbeikam, lag Nataboul im Grafe und beschäftigte sich angelegentlich damit, die Fliegen zu fangen, welche um seine Schnauze herumvoltigierten. Auch eine Art, sich selbst die Illusion der Jagd zu verschaffen!

Weim Anblick von Patocbes Flinte stellte er sich plötzlich zitternd auf seine vier Beine. Ein Jäger! . . . Und dazu ein Jäger ohne Hund!

Unwiderstehlich trieb es Nataboul vorwärts. Schweifwedelnd sprang er dem Mann mit der Flinte entgegen, und sein Blick richtete sich mit einem eigenartig beredten Ausdruck auf das Gesicht des Jägers.

„Da Du keinen Hund hast,“ sagte dieser Blick, „nimm mich doch mit!“

Voraus Patocbe, der damit durchaus einverstanden war, mit einem lachenden „Kommt!“ antwortete.

Ein Lustsprung, ein fröhliches Wellen, um seine Freunde zu bezeugen, und Nataboul folgte Patocbe.

Ach! Welch ein schöner Jagdtag das war! Nataboul übertraf sich selbst. Am Abend ächzte Patocbe unter der Last des erlegten Wildes. Seine Jagdtasche war gepfropft voll.

Man kann sich leicht vorstellen, daß er am folgenden Morgen nicht verfehlte, seine Schritte nach dem Hause der Wittve Flambette zu lenken, wo er seinen treuen Mitarbeiter wiederzufinden hoffte.

Ach! Der treue Mitarbeiter war nicht an seinem gewohnten Platz. Patocbe pffiff. Ein lächelndes Wimmern, das aus der Tiefe des Gartens kam, antwortete ihm. Näher an den Zaun herantretend, gewahrte Patocbe den Mitarbeiter. An seinem Halsband war eine solide Kette befestigt, deren anderes Ende am Boden einer Hundehütte angeschlossen war. Der Mitarbeiter war festgelegt.

Weim Anblick des Gefährten seiner gestrigen Heldenthaten begann er wie wahnsinnig hin- und herzuspringen, an seiner Kette zu zerrn und abwechselnd wütend und bittend zu bellen und zu winseln. Verlorene Liebesmüh! Die Kette war solide!

Bei dem Geräusch aber hob sich der Vorhang eines Fensters, und das Gesicht einer Frau kam zum Vorschein, ein spöttisch, höhnisch lächelndes Gesicht, das Gesicht der Wittve Flambette. Das lebenswürdige Geschöpf bog sich vor Lachen angesichts der fassungslosen Miene von Patocbe.

„Satan!“ brummte dieser ergrimmt. Den ganzen Tag weiterete und fluchte er ohne Aufhören. Am Abend, wütend darüber, wieder einmal mit leerer Tasche heimzukehren, tobte er:

„Das kann so nicht weitergehen! Ich muß diesen Hund haben!“ Ohne sich nur Zeit zu lassen, seine hohen Jagdtiefel auszuziehen, lief er zur Wittve Flambette.

„Madame!“ begann er. „Wollen Sie mir Nataboul verkaufen?“

„Wo denken Sie hin!“ schrie die Wittve auf. „Den Hund meines armen Seligen!“

„Ich würde Ihnen einen guten Preis dafür zahlen,“ fuhr Patocbe fort, ohne von dem Gefühlsausbruch der Wittve Notiz zu nehmen. „Dreihundert Fran!“

Die Wittve Flambette schüttelte verneinend den Kopf.

„Fünfhundert!“

„Nein.“

„Acht Hundert!“

„Nein.“

„Na dann meinethwegen tausend Fran!“ bot Patocbe noch höher. „Abgemacht?“

„Weder für tausend noch für zehntausend.“

„Aber warum nicht?“ rief Patocbe, bezweifelnd ob dieses eigenartigen Widerstandes. „Er nützt Ihnen doch nichts, dieser Hund!“

„Er bewacht mich des Nachts. Eine alleinstehende Frau muß einen Beschützer haben.“

„Ich werde Ihnen einen anderen dafür geben . . . einen richtigen Hofs Hund!“

„Ja, aber das ist doch nicht der Hund meines armen Seligen?“ Vergebens erschöpfte Patocbe seine ganze Beredsamkeit; die Wittve wollte Nataboul um keinen Preis verkaufen. Sie empfand ein wahrhaft diabolisches Vergnügen angesichts der Wut, in welche der Nimrod über ihre Weigerung geriet.

Patocbe hatte aber auch allen Grund, wütend zu sein. Nachdem er einmal die Vorzüge Natabouls kennen gelernt hatte, betrachtete er diesen Hund als unbedingt notwendig für sein Leben. Er mußte ihn haben, koste es, was es wolle!

Lange zermarterte er sein Hirn vergebens, wie dieses Ziel erreichen. Am Ende beschloß er, den Hund zu stehlen und mit ihm zu fliehen, weit, weit fort von der Wittve Flambette.

In einer dunklen Nacht wagte er es, die Mauer des Nachbargrundstücks zu erklimmen. Sein Wagnis ließ sich gut an. Nataboul, der Patocbe erkannte, verhielt sich mäusehschill. Kühn gemacht, sprang Patocbe von der Mauer in den Garten. Paradau! Er war auf die Glasgloden der Melonen gefallen. . . . Es entstand ein schrecklicher Lärm.

Aus süßem Schlummer aufwachend, öffnete die Wittve Flambette ihr Fenster und begann bezweifelnd, wie eine Henne, der es an den Krallen geht, zu schreien:

„Hüfel . . . Diebel . . . Mörder! . . . Feuer!“ . . .

Die Nachbarn liefen zusammen. Man fand Patocbe zwischen den Scherben der Melonengloden.

Ihn für einen Melonendieb zu halten, ihn, Patocbe, den Besitzer von 10 000 Fran! Renten — das ging nicht gut. Also was?

„Die Geschichte ist sehr einfach,“ erklärte der Schulmeister in spöttischem Ton. „Es giebt nur zwei Kategorien von Menschen, die nachts über Mauern klettern: Diebe und Verliebte! Herr Patocbe ist kein Dieb, also . . .“

Durch diese scharfsinnige Schlussfolgerung war zur Evidenz erwiesen, daß Herr Patocbe, mochte er auch noch so entrüstet dagegen protestieren, in Madame Flambette verliebt war.

III.

„Verliebt! Ich, der ich die Ehe verabscheue! Noch dazu verliebt in dieses verfluchte Weib, das mir absolut nicht seinen Hund verkaufen will — das wäre ja niedlich!“ brummte Patocbe, als er am andern Morgen erwachte.

Dann aber kam ihm eine Idee, die er als geradezu genial erklärte.

Uebrigens warum nicht? erwog er. Wenn ich sie heirate, habe ich den Hund! Welch entzückende Perspektive! Ja, aber die Wittve Flambette heiraten? Auf meine schöne Freiheit verzichten? . . .

Lange zögerte Patocbe. Lange trakte er sich den Kopf. Aber da es kein anderes Mittel gab, Nataboul zu erwerben, mußte er schon in den sauren Apfel beißen.

Er würde die Wittve eben als un vermeidliche Zugabe mit in Kauf nehmen. Hols der Teufel!

Ohne sich noch Zeit zum Ueberlegen zu lassen — er fürchtete, er könnte sonst andern Sinnes werden — ging Patocbe, um die Wittve Flambette anhalten. Er war reich, von stattlichem Aeußern und noch nicht zu alt — also eine gute Partie.

Nach einigem Zieren sagte die Wittve „ja“.

„Mir bleibt wohl nichts anders übrig,“ lispelte sie, „nachdem Sie mich so schrecklich kompromittiert haben.“

„Ich bestelle sofort das Aufgebot,“ antwortete Patocbe.

In kürzester Zeit war die Ehe geschlossen.

Am Hochzeitsabend, als die beiden Gatten das eheliche Heim, d. h. das Haus der Erwitte Flambette, betraten, lief Patocbe ganz zuerst zur Hütte Natabouls — jetzt seines Natabouls.

„Wo ist denn Nataboul?“ fragte er, erstaunt, die Hütte leer zu finden.

„Er ist nicht mehr da,“ antwortete die junge Gattin mit ihrer essigsauren Stimme. „Ich habe ihn gestern töten lassen.“

„Nataboul töten!“ rief Patocbe, dessen Herz stillstand.

„Ja. . . Jetzt, da ich einen Mann habe, der mich nötigenfalls verteidigt, brauche ich keinen Hund mehr!“

Man versetze sich an Patocbes Stelle! Was würde der berehrte Leser gethan haben?

Patocbe war von Natur jähzornig. Er wurde rot, blaß, grün, dann — entsetzlich! — erhob er die Hand. Piff! eine Ohrfeige auf die Wange von Madame Patocbe. . . . Paff! eine zweite Ohrfeige. . . . Darauf drehte er sich um und verschwand. Man sah ihn niemals wieder.

Das war die Hochzeitsnacht von Herrn und Madame Patocbe.

„Ja, ja, so gehts mit Liebesheiraten immer,“ meinte sentenziös der Schulmeister, als er die Geschichte erzählte. „Das endigt in der Regel schlecht!“ . . .

Kleines Feuilleton.

Dr. Sonntag. Sonntagabend. Sommersonntagabend. Die Sonne ist im Niedergehen, ihre goldener Strahlen leuchten noch, aber sie fengen nicht mehr. Ein befreites Aufatmen geht durch die Welt. Kühler streicht der Wind vom Wasser her. In den Waldeswipfeln regt sich ein Brausen, die Blumen heben sich in der Abendlüfte, der Vogel Sang tönt heller, dichter wird der Strom der Spaziergänger, enger schließt sich die lange Reihe der Wagen und Radler auf dem Fahrdaum. Jubelndes Leben überall.

Fröhliche Gesichter, klingendes Lachen, schwakende Stimmen, Kinder jagen sich, junge Männer singen, der Schänke am Waldrand flutet alles zu.

Jeder Tisch ist besetzt, in den Gängen schiebt sich die Menge Gläserklirren, Tellertlappern, das dumpfe Rollen der Kegelkugeln mischt sich mit dem Knattern der Getwehre von der Schießbude. Das Sonntagsglück, Sonntagsglück.

Der Tanzsaal tönt Musik, grell schmetternde Blechinstrumente. Aber sie rufen und locken. . . . Walzerlänge: die Donauwandlerin. Das Lächeln in die Glieder.

Die alten Frauen an den Staffeetischen summen mit und lächeln stillfertig um Gedanken an schwundener Jugendzeit. Die jungen Kopsen rakt mit den Fingerspitzen, aber bei den jungen Mädchen biegt und wicgt sich der ganze Körper. Ihre heißen Sonntagsglieder leuchten durch die Blicke, zum Tanzsaal drängen sie alle hin, wer nicht selbst einen Tänzer gefunden hat, steht an der Thür und schaut hinein. Da drinnen die Paare: auf und ab — auf und ab. . . . Ach, es ist Seligkeit, so dahinzusliegen! Die Kleine mit dem großen Mohblumenhut schmieg sich fester an ihres Tänzers Brust. Ein armes kleines Nähmadel aus Berlin. Armseliger Wollrock, billige Waschkluse, aber zart ist die Kleine und lieblich, eine frische, junge Rose am Wege erblüht.

Ihre Wangen glühen, ihre großen, braunen Nehaugen glänzen, glänzen in Tanzlust und geheimem Stolz, — solch ein feiner Herr, — solch ein reicher feiner Herr — und der ist ihr gut und bettelt um ihre Liebe, — um die Liebe des armen kleinen Nähmädels. . . . Ach! Ihr junger Körper zittert in seinem Arm, ihre frischen, halb geöffneten Lippen scheinen ihm entgegen zu schwellen, durstig verlangend.

Ein Lächeln spielt über sein weiches, verlebtes Gesicht. In seinen matten Augen glimmt es auf, ein begehrliches Leuchten. Er beugt sich zu ihr und flüstert an ihrem kleinen Ohr.

Da zuckt es durch ihren Körper wie ein Schlag, ein tiefes Erglücken läuft über ihr Gesicht. Sie schüttelt das Köpfchen und reißt sich los. Jäh bricht sie den Tanz ab und eilt nach dem Garten, über den jetzt der Abend seine dunklen Schatten dichter und immer dichter breitet.

Aber da ist „er“ auch schon an ihrer Seite und schlingt den Arm um ihre Taille, von neuem klingt sein Flüstern an ihr Ohr und tiefer glüht das Rot auf ihren Wangen. Sie sträubt sich, sie will sich von ihm reißen und läßt sich dennoch von ihm fortziehen, halb widerstrebend, halb willenlos.

Sommertag, Montagmorgen, strahlende Helle über Wald und Flur. Hoch steht die Sonne über dem blauen See, ihre goldenen Strahlen baden sich in seinen schimmernden Wellen. Stille auf allen Wegen.

Vögel singen und zwitschern in den Zweigen, sonst kein Laut. Berstoben der Menschenwärme, der sich noch gestern über die Straße, über Feld und Wald ergoß. Kein Wagenrollen, kein heulendes Lachen klingt.

Die Schänke am Waldrand liegt wie ausgestorben. Leere Tische, leere Stühle, finster gähnt der Tanzsaal mit offenen Türen hinaus in die leuchtende Morgenpracht.

In den Gängen steht der Wirt in Hemdsärmeln und feuert die Kohlen zusammen, Sonntagsfrisch. Es giebt viel davon. Er arbeitet emsig und pfeift vor sich hin, dann hält er plötzlich inne und sieht nachdenklich auf den Boden. Eine Rose liegt da unten, eine liebliche Rose, die gestern noch zart und frisch gewesen sein muß, verdorrt und halb entblättert im Staub. Ueber sein verwettertes Gesicht fliegt es einen Augenblick wie Entrüstung: „Wozu die du abjerissen ist!“

Dann nimmt er den großen Reissigbesen und legt die entblätterte Rose gleichmütig zu dem andern Müll auf den Reibrichtshaufen.

k. Der Handel mit Schmetterlingen. Einer der merkwürdigsten neuen Berufe ist der des Schmetterlingsjägers, der oft sein Leben aufs Spiel setzt, um neue und seltene Schmetterlinge zu fangen. Ja die Freude an diesen leichtbeschwingten „Sommervögeln“ hat eine ganze Industrie ins Leben gerufen; es giebt einen regelrechten Schmetterlingsmarkt mit besonderen Notierungen und Auktionen. Etwas Genaueres erfährt man darüber aus einem Artikel, den Percy Collins in „The Worlds Work“ veröffentlicht. Früher kauften wohl die Kuratoren von Museen ausländische Insekten, wenn sich gerade die Gelegenheit dazu bot; es lohnte sich daher, von der Reise in fremde Länder entomologische Sammlungen mitzubringen. Dann aber wurden die Privatsammler eine Macht, die auf diesem Gebiete mitsprach. Reiche Privatleute, die Geschmack an der Entomologie gefunden hatten, suchten sich von jeder Sendung, die ins Land kam, das Beste aus, da sie die höchsten Preise für einzigartige Exemplare zahlten. So bekamen die Schmetterlinge einen bestimmten Geldwert und der Handel damit wurde ein Gewerbe. Jetzt giebt es viele Schmetterlingshändler in Europa, besonders in Deutschland, in England und auch in Amerika. Die „Ware“ kommt aus allen Teilen der Welt, besonders aus den tropischen Gegenden. Die seltensten Arten treibt der Schmetterlingsjäger in der Regel an den unzugänglichsten Orten auf. Die Händler sind daher stets darauf bedacht, sich Sammlungen aus Gegenden zu verschaffen, die „neu“ oder seit Jahren nicht von Forschern besucht sind. Das Leben eines berufsmäßigen Schmetterlingsjägers ist daher nicht immer beneidenswert. So sing ein deutscher Sammler vor mehreren Jahren einen sehr schönen und großen Schmetterling im Innern Neuguineas auf den dicht bewaldeten Abhängen des Finisterre-Gebirges. Nach unendlicher Mühe gelang es ihm, mehrere der reich mit Grün und Gold geschmückten Schmetterlinge zu fangen; aber dann fiel er den Papuanern in die Hände, die ihn töteten und verzehrten. Ein Teil des Opfers des Toten gelangte jedoch an die Küste, und darunter besaßen sich auch die wunderschönen Schmetterlinge, die an Dr. Schudinger in Dresden, der damals der größte Schmetterlingshändler der Welt war, befördert wurden. Er nannte das Insekt *Oncophanes paradisa* und verkaufte die Exemplare zu sehr hohen Preisen; ein Privatsammler bezahlte 500 M. für eines derselben. Manimal kommt man auf sehr merkwürdige Art zu seltenen Schmetterlingen. So übten sich einmal mehrere Herren, die sich auf dem Wege eines nach Sibney gehenden Schiffs befanden, im Aufhängen, als ein großer Schmetterling angeschlossen kam. Er wurde heruntergeschossen, die Stüde sorgfältig gesammelt und zusammengeführt und dann an einen englischen Entomologen geschickt, der feststellte, daß die Art der Wissenschaft neu war. Jetzt befindet sich der Schmetterling in der Sammlung des Britischen Museums. Zum Transport der Schmetterlinge braucht man keine dreieckigen Umschläge aus ziemlich steifem Papier, auf denen der Tag der Gefangennahme, der genaue Ort und alles Wissenswerte steht. Die Stauberts werden in alte Konservenbüchsen oder Cigarrenkisten gepackt und gelangen so zum Händler, der zwischen dem berufsmäßigen Insektenjäger und dem Sammler vermittelt. Jedes Exemplar wird dann besonders aufgehoben und aufgezogen, eine Arbeit, zu der sich besonders geschickte Frauenhände eignen. Vom Händler werden die Schmetterlinge nunmehr fortiziert und mit Namen und Aufschrift ver-

sehen und sind jetzt verkaufsfertig. Ein gewisser Prozentsatz ist mehr oder weniger beschädigt. Sind es seltene Exemplare, so werden sie ausgebessert, was eine mühsame Kunst ist. In die Flügel werden Stücke eingeseht, Weine und Fühler ersetzt; das Ganze wird möglichst natürlich gemacht. Ein Sachverständiger läßt sich freilich durch solche „ausgeflickten“ Schmetterlinge nicht täuschen. Das ist auch nicht beabsichtigt; aber wenn ein Sammler ein seltenes Exemplar nicht erhalten kann oder den hohen Preis nicht bezahlen will, so begnügt er sich mit einem solchen ausgebesserten, das billiger ist. Zur Verwendung mit der Post oder Eisenbahn werden die Schmetterlinge übereinander in Kästen aufgehoben, die mit Dorf ausgefüllert sind, über das eine Lage Watte gebreitet ist. Diese Kästen werden in stärkere Kisten verpackt und so überallhin verschickt. Sollen die Schmetterlinge über die Grenze gehen, so werden sie in einen Kasten mit Glasdeckel gepackt, so daß der Zollbeamte den Inhalt feststellen kann, ohne ihn auszu packen. Während gewöhnliche Schmetterlinge schon für wenige Pfennige zu kaufen sind, besitzen seltene einen Wert, der mehrmals ihr Gewicht in Gold beträgt. Es kann vorkommen, daß ein Schmetterling 25 Jahre eine Seltenheit bleibt, während von einem andern neuen schon nach wenigen Monaten weitere Exemplare gefunden werden. So wurden für die ersten Exemplare eines schönen blauen Schmetterlings aus Brasilien je 200 M. gezahlt, während der Preis jetzt auf 5 M. gesunken ist.

Humoristisches.

— Viel verlangt. „Müß! Hast Di' auch in der Stadt photographieren lassen? Wie war's denn?“

„Ein vertraxter Kerl, der Photograph! Zerst hat er g'sagt, i' soll ihm fünf Markk geben und nach'a hätt' i' a' freundlich's Gesicht aa' no' macha' soll'n!“

— Nebensache. „Se fan nig und ham nig und wollen mei' Tochter?“

„Aber ich liebe sie!“

„San Se 'was und ham Se 'was, dann brauchen Se se nig zu lieben, dann kriegen Se se e' so!“

— Ablenkung. „Sie sind angeklagt, dem Herrn hier im Wirtshause eine Ohrreige gegeben zu haben. Was können Sie zu Ihrer Rechtfertigung anführen?“

„Dös hab' i' nur 'than, daß mei' Zorn verraucht — denn wissen S', hoher Gerichtshof, sonst werd' i' glei' grob!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Einen Wettbewerb für Einakter zur Schillerfeier 1905 schreibt die Prager „Concordia“ aus. Jede Form und jedes Genre ist zulässig; nur Festspiele, die nach der Feier ihre Aufführbarkeit verlieren, sind ausgeschlossen. Die Arbeiten sind anonym bis zum 31. Dezember 1904 an den genannten Verein (Prag, Graben, Deutsches Haus) einzufenden. Die Preisurteilung erfolgt am 1. März 1905, die Ausführung des preisgekrönten Stückes am Deutschen Landestheater in Prag im Mai 1905.

— Die Wahrentheer Festspiele begannen am Freitag mit der Aufführung des „Tannhäuser“ in der Pariser Bearbeitung. Siegfried Wagner dirigierte. Der Erfolg war ein großer.

— Die „Richard Wagner-Stipendienstiftung“, die gegenwärtig über eine Summe von 105 000 M. verfügt, soll bis zum 100. Geburtstag Wagners (22. Mai 1913) auf eine Million gebracht werden. Zu diesem Zwecke hat das Komitee der Stiftung den Besuchern der heurigen Wahrentheer Festspiele einen Aufruf unterbreitet, in dem sie um ihre Mit Hilfe angegangen werden.

— Der Bildhauer Adolf Donndorf hat seiner Vaterstadt Weimar seine umfangreiche Modellsammlung zur Verfügung gestellt. Die Stadt hat eine Summe von 30 000 M. bewilligt mit der Bestimmung, daß ein besonderes Museum errichtet wird, in der die Kunstwerke aufstellung finden sollen.

— Eine Luftballonfahrt über die Jungfrau, oder den Mönch, will der Schweizer Luftschiffer Spelterini in der zweiten Septemberhälfte unternehmen; die Fahrt soll am Fuß des Eiger-Gletschers, wo sich die Station der Jungfraubahn befindet, angetreten werden.

a. Arbeiter-Schutzanzüge. Um die Gefahren, welche einem Arbeiter in der chemischen und elektrotechnischen Industrie in gesundheitlicher Beziehung drohen, zu vermindern, hat eine Düsseldorf-Firma unter dem Namen Kobur einen aus tierischen Rohstoffen hergestellten Loden auf den Markt gebracht, der aus Kameel- und Ziegenhaaren bestehend, schon eine hohe Widerstandsfähigkeit gegen Säureeinflüsse bedingt, aber durch mehrfache Imprägnierung durch alle Abstufungen des Herstellungsverganges gegen die zerstörenden Einflüsse der Säure nahezu unempfindlich gemacht wird.

— Eine originelle Zahlung. Im Jahre 1689, so berichtet die Zeitschrift „Das Bayerland“, zahlte Abt Martin Dallmayer des Zisterzienser Klosters Fürstenfeld an Bischof und Domkapitel von Regensburg 20 000 fl. als Ablösung für das Kloster Waldbassen. Die erste Rate, 12 000 fl., sandte der Abt in lauter Groschen und Halbbüchern; drei Pferde waren nötig, um den Wagen von der Stelle zu bringen, auf dem das Kleingeld geladen war.